

cher Vorname kennzeichnete mich daher schon sehr früh für diese Ausnahmestellung.

Mein Vater Joseph, mit deutsch-irischen Wurzeln, hatte meine Mutter Elizabeth, sie war irisch-italienischer Abstammung, erst ein Jahr vor meiner Ankunft in dieser Welt geheiratet. Meine Mutter war eine ernste Frau, fleißig und nüchtern, die am liebsten bodenlange Kleider in gedeckten Farben und eine gleichfarbige Haube trug, aus der seitlich ein paar weiße geklöppelte Spitzen herauslugten; ihre einzige Konzession an irgendeine Art modischer Eitelkeit.

Viele Leute haben in späteren Jahren immer wieder Witze gerissen, weil mein Vater genauso hieß wie ein berühmt-berüchtigter irischer Rebell, der sechs Jahre nach meiner Geburt in Dublin einen bewaffneten Aufstand angeführt hatte und dafür exekutiert worden war. Immer, wenn meine Eltern sich stritten, schrie mein Vater, dass er seinen irischen Namensvetter beneide, weil der sieben Stunden nach seiner Hochzeit – im Gefängnis, wohlgemerkt – bereits tot gewesen war. »Das ist besser, als lebenslänglich mit dir verheiratet zu sein!« Zum Glück stritten sie nicht so oft, denn Bessie, wie meine Mutter allgemein genannt wurde, war im Grunde ihres Herzens ein friedlicher und friedliebender Mensch. Mein Vater in der Regel auch, er hatte allerdings ein erheblich heftigeres Temperament als meine Mutter.

Trotz ihrer europäischen Wurzeln fühlten sich meine Eltern alle beide als vollwertige Amerikaner in bereits zweiter Generation. Dieser Stolz ging sogar so weit, dass sie andere Menschen, die noch nicht so lange wie ihre Familien hier lebten – nämlich schon fast 50 Jahre! –, ver-

achteten und auf sie herabschauten. Dieser Einwanderer-Patriotismus wurde mir praktisch mit der Muttermilch auf den weiteren Lebensweg mitgegeben.

Unser Haus war ein klassisches Midwest Farmhaus. Selbst gebaut, aus eigenhändig geschreinerten Holzplanken, nach einem Bauplan, der seit mindestens zwei Generationen in der Region von Farmer zu Farmer weiterge- reicht wurde. In gemeinsamer Arbeit von Vätern, Brüdern, Onkeln und Freunden wurden diese Häuser in wenigen Wochen errichtet. So auch bei uns, wie mein Vater zu erzählen nicht müde wurde. Er und seine drei Brüder hatten sich einst gegenseitig ihre Häuser gebaut. Einfach, mit zwei Räumen unten und zwei Schlafzimmern oben, die über eine wackelige Holzterrasse erreichbar waren. Alle Sitzmöbel waren selbst geschreinert, entsprechend grob war das Holz der Bänke, Stühle und Tische – schließlich waren weder mein Vater noch seine Brüder Möbelschreiner –, sodass niemand von uns ohne Splitter in den Händen und Beinen herumlief. Lediglich die Truhen, Kommoden und Schränke, in denen meine Mutter unsere Kleidung, Küchenutensilien und den Hausrat aufbewahrte, waren fachmännisch hergestellt worden. Unser Haus ließ genug Platz zum Träumen vom scheinbar unaufhaltsamen Fortschritt. Elektrizität im Haus, das sollte es anderswo angeblich bereits geben! Ebenso fließendes Wasser und ein WC, um den Abort hinter dem Haus zu ersetzen. So sahen die Träume meiner Eltern aus.

Nach vorne hinaus, immer Richtung Westen, gab es eine kleine Veranda, auf der mein Vater nach seinem Tagewerk saß und zusah, wie die Sonne hinter unserem Maisfeld versank.

Ich liebte dieses Maisfeld, um darin herumzulaufen,

mich zu verstecken, darin meine eigenen Träume zu träumen und zur Erntezeit dort an den Kolben zu knabbern. Ich sollte mich nur nicht erwischen lassen.

Wir waren, wie gesagt, nicht wohlhabend, aber auch nicht richtig arm, lebten sparsam und ernährten uns in erster Linie von dem, was unsere eigene Scholle hergab. Also kam viel Maisbrei auf den Tisch, gestampfte Kartoffeln, selbst gebackenes Weizen- und Maisbrot sowie im Herbst Kürbisse in allen Variationen. Am allerliebsten mochte ich allerdings das Pfirsichkompott meiner Mutter. Da hätte ich die ganze Schüssel alleine aufessen können. Das Gefühl von Hunger kannte ich also nie, das von wirklichem Genuss allerdings auch nur selten. Wir hatten ein paar Hühner und Truthähne, die wir an den hohen Feiertagen verspeisten. Das kam dem Wort »Genuss« noch am nächsten. Und das Pfirsichkompott natürlich.

Ich wuchs auf als Einzelkind, was hier in Ohio, auf dem Land, eher selten war. Wenn ich recht überlege, war ich sogar das einzige Kind in meinem ganzen Bekanntenkreis, das ganz ohne Geschwister war. Den Grund dafür habe ich nie erfahren, aber es wurden während meiner Grundschulzeit in New Carlisle nur selten Witze darüber gemacht in der Art, dass meine Eltern keinen Sex mehr haben wollten, nachdem sie mich gesehen hatten, oder so ähnlich.

Der unbestreitbare Vorteil war jedoch, dass ich immer neue Sachen zum Anziehen hatte und nicht, wie viele meiner Klassenkameraden, in den ausgelatschten Schuhen und geflickten Hosen älterer Geschwister herumlaufen musste.

Seit ich begonnen hatte, ein wenig nachzudenken, und ich mich mit etwa acht Jahren schon sehr erwach-

sen fühlte, war ich zu dem Schluss gekommen, dass ich so ganz geschwisterlos unsere kleine Farm irgendwann alleine erben würde. Das ließ mich im weiteren Verlauf meiner Kindheit die latente Einsamkeit eines Einzelkindes verschmerzen.

Obwohl ich die Farm im Grunde genauso verachtete wie meine Eltern. Die ohne Ambitionen, ohne Ehrgeiz und Aussicht, wirklich wohlhabend und erfolgreich zu werden, ihre Scholle bewirtschafteten. Einfach nur, um zu überleben. Das war mir definitiv zu wenig. Ich weiß nicht genau, wann bei mir der Wunsch erwachte, erfolgreicher zu sein, als meine Eltern, besser zu werden, besser zu leben, als ein erbärmlicher kleiner Farmer in Ohio. Es war jedoch einigermaßen früh in meinem Leben.

Ich gehörte zu den Kindern, die während des größten Teils ihrer Kindheit keinen klassischen »besten Freund« hatten. Das lag sicher zu einem Teil an meinem Charakter, den die meisten wohl als jähzornig beschreiben würden. Der, obwohl nicht böseartig, für andere Menschen einigermaßen anstrengend war. Solange ich bekam, was ich wollte, war alles in Ordnung, aber wehe, wenn nicht ...

Meine erste »Hayride«, ich war ungefähr sechs Jahre alt, offenbarte mein tückisches Temperament zum ersten Mal. Dabei wollte ich nur tanzen, mit dem schönsten Mädchen der Welt. Ich kannte nicht einmal seinen Namen. Als ich es sah, mit seinen langen blonden Zöpfen und den zarten Füßen, da war ich zum ersten Mal verliebt. Ich zog meine Mutter am Arm und rief:

»Ich will mit diesem Mädchen tanzen. Und sie dann heiraten!«

Alle lachten, was mich beschämte und ärgerte.

»Freddie, du kannst nicht einfach mit einem wildfremden Mädchen tanzen. Das geht nicht.«

Mein Kopf wurde rot, ich blähte mich buchstäblich auf vor Wut, dann begann ich zu schreien und stampfte lautstark und heftig mit den Füßen auf, bis mein Vater einschritt und mich nach Hause brachte. Damit war diese »Hayride« für mich Geschichte. Das Mädchen habe ich nie wiedergesehen, es war offenbar von auswärts zu Besuch in New Carlisle gewesen.

Es dauerte bis zu meiner Pubertät, bis ich meine seltenen, aber doch recht heftigen, unkontrollierten Wutausbrüche so in den Griff bekam, dass sie meinen Eltern und mir keine Sorgen mehr bereiteten.

Der Junge, den man am ehesten als meinen besten Freund hätte bezeichnen können, zumindest als ich sehr klein war, hieß Herbert und hatte deutsche Eltern. Nein, nicht nur Eltern, die aus Deutschland eingewandert waren, sondern Deutsche durch und durch. Ich verstand das damals natürlich noch nicht, wenn mein Vater, der ja auch zu einem Viertel deutscher Abstammung war, über diese »Bindestrich-Amerikaner« schimpfte.

»Deutsch-Amerikaner«, »Italo-Amerikaner«, so ein Mist! Entweder wir lassen uns auf unsere neue Heimat ein oder wir bleiben gleich in Europa.«

Es gab nur wenige Deutsche in New Carlisle, die meisten Auswanderer nach Ohio hatten sich in Cincinnati niedergelassen. Aber diese wenigen lebten hier offenbar ihr Leben weiter wie in der Alten Welt. Sogar die Gottesdienste fanden in deutscher Sprache statt. So war, selbst in der direkten Nachbarschaft, keine Freundschaft möglich. Herbert und ich waren etwa gleich alt, und bevor wir schulpflichtig wurden – eine Neuerung, die uns von der